



FACHTAGUNG

**„DIE ÜBERSETZUNG DER KULTUREN“
am 12. und 13. März 2004 in Genshagen**

BERICHT

In einer sich internationalisierenden Gesellschaft wie der unseren ist die Sprachenvielfalt zur vermeintlichen Garantie kulturellen Reichtums geworden. Doch die Sprachgebundenheit von Kultur und Denken wird häufig übersehen, über ein rein sprachlich bestimmtes Konzept von Übersetzung kommt man in der Praxis selten hinaus. Verständigungsprobleme sind jedoch nicht nur sprachlicher Natur - die in den jeweiligen Sprachen vorhandenen Erfahrungshorizonte und Begriffssysteme müssen mit übertragen werden.

Vor diesem Hintergrund veranstaltete das Berlin-Brandenburgische Institut für Deutsch-Französische Zusammenarbeit in Europa e.V. am 12. - 13. März 2004 im Schloss Genshagen mit freundlicher Unterstützung der Robert Bosch Stiftung eine Tagung zum Thema „Die Übersetzung der Kulturen“. Rund 120 Teilnehmer aus Wissenschaft, Politik, Kultur und Wirtschaft folgten der Einladung nach Genshagen.

Der Direktor des Instituts, Prof. Dr. Rudolf von Thadden, eröffnete die Tagung mit einer kurzen Einführung in die Thematik. Am Beispiel der Begriffe „Laie“ und „laïque“ veranschaulichte er den Bedeutungsunterschied von sprachlich gleichen Worten, die durch die verschiedene kulturgeschichtliche Entwicklung anders gelagerte Übersetzungen erfordern. Nur in einem protestantisch geprägten Umfeld habe der Begriff des Laien seine antiklerikale Bedeutung verlieren können, da die Reformation den theologischen Qualitätsunterschied zwischen Geistlichen und Nichtgeistlichen abgeschliffen hat. Man möge die Folgen für die heutige Laizismusdebatte in Deutschland und Frankreich bedenken.

Auch Prof. Dr. Heinz Wismann, École des Hautes Etudes, Paris, betonte in seinen einleitenden Worten die Bedeutung der Problematik kultureller Übersetzungsvorgänge. Kulturen seien wie Grammatiken nicht übersetzbar. Für ein besseres Verständnis führte er nach Schleiermacher die Unterscheidung zwischen geschäftsmäßigem Reden (Nutzen eines Fundus an bestehenden Ausdrucksformen) versus schöpferischem Reden (Bestand einer Skala von Nuancen) an. Zudem wies er auf drei Ebenen der Verständigung hin: Die Ebene des Wortes (nicht der Sinn eines Wortes, sondern dessen Konnotation muss übersetzt werden), die Ebene der Syntax (die Unterschiedlichkeit der Syntax in verschiedenen Sprachen muss berücksichtigt werden) und die historische Kontextualisierung (Abgrenzung von der Etymologie eines Wortes, Berücksichtigung kultureller Unterschiede). Wismanns Folgerung lautete, dass nicht Kulturen, sondern deren Reden unter Berücksichtigung dieser drei Ebenen übersetzt werden sollten. Zum Schluss seiner Ausführungen wies er darauf hin, dass eine

Übersetzung durch Übernahme des Übersetzten zur Erweiterung der Sprache beiträgt. So solle daher semantisch getreu statt äquivalent übersetzt werden; die vermeintliche Untreue des Übersetzers erweise sich als höhere Treue.

Der erste Teil der Tagung legte mit übersetzungstheoretischen Vorträgen eine Grundlage für den weiteren Verlauf. Im ersten Vortrag erläuterte Dr. Denis Thouard, Universität Charles de Gaulle, Lille, drei Schritte zur Untersuchung der Übersetzungserfahrung. Im ersten Schritt konstatierte er den unüberwindbaren Unterschied der Sprachen, das Empfinden der eigenen Sprache als die „richtige“, wofür er ein Beispiel aus der Antike anführte: Was nicht dem griechischen Ideal entsprach sei als „Geschwätz der Barbaren“ bezeichnet worden. Der zweite Schritt sei die Auffassung von Sprache als Universalmodell: Jeder Gedanke könne unter Beibehaltung des Sinns durch Zeichen ersetzt werden. Daraus resultiere die Auffassung von Sprache als Gesamtheit von Zeichen. Thouard verwies auf die Humboldtsche Ansicht, dass Grammatik als historische Logik zu verstehen sei, die Verständnis erleichtere. Folgerung des Universalmodells von Sprache sei, dass alles mit Abschlügen übersetzbar ist. Im dritten Schritt verwies Thouard auf die Vielfalt von Sprachen. Wieder in Bezug auf Humboldt müssten Unterschiede von Sprachen artikuliert, aber Wege zur Umsetzung aufgezeigt werden. So soll in der Übersetzung möglichst das Fremde, aber nicht Fremdheit zum Ausdruck gebracht werden.

Über das Unübersetzbare in der Philosophie sprach im zweiten Vortrag Prof. Dr. Barbara Cassin, CNRS, Paris. In jeder Sprache, so Cassin, gibt es ein System von Begriffen, das aber in allen Sprachen unterschiedlich ist. Außer den Worten „sein“ und „Gott“ gebe es keines, das genau einem Begriff in der anderen Sprache entspricht.

Prof. Dr. Pierre Judet de la Combe, École des Hautes Etudes, Paris, beschäftigte sich in seinem Vortrag mit der Historizität von Texten und ihrer Übersetzung. Zur Beurteilung von Übersetzungen stellte er zwei Kriterien auf: das ethische und das kognitive Kriterium. Das ethische Kriterium, so Judet de la Combe, determiniert die Treue zum Original, das kognitive Fremdheit und Andersartigkeit. Er stellte eine Beziehung zwischen dem originalen Text und der Übersetzung her und zeigte das Problem der Passage auf, bei dem die Übersetzung als Hilfsmittel fungiere. Dabei ermögliche die historische Individualität, die Historizität des Texts, die Übersetzung.

Dr. Claire Lechevalier, Universität Paris III, betrachtete in ihrer Ausführung antike Texte im Spiegel der Übersetzungsmethoden. Ausgehend von der Stellung des Französischen als Weltsprache im 18. Jahrhundert seien zwischen 1730 und 1760 viele antike und kirchliche Texte ins Französische übersetzt worden. Da laut Lechevalier die französische Syntax und Grammatik als allen anderen überlegen empfunden wurde, kam die Übersetzung von lateinischen in französische Strukturen einer Reorganisation der Texte gleich. Erst im 19. Jahrhundert entstand eine Debatte über diese Art der Darstellung, die als Versuch interpretiert wurde, soziale und politische Ordnung zu schützen.

Vor dem Hintergrund der theoretischen Überlegungen wurden in der zweiten Sektion die Probleme in der Praxis literarischer Übersetzungsvorgänge untersucht.

Den Anfang machte Hans Stilett (Pseudonym für Dr. Hans Stiehl), Bonn, mit einem Impulsreferat über die Unmöglichkeit, Montaigne zu übersetzen. Diese Unmöglichkeit beruhe auf der allgemeinen Gegebenheit, dass seit dem Turmbau von Babel die Völker nicht mehr dieselben Wörter für dieselbe Sache benutzen, und der besonderen Gegebenheit, die in Montaignes außergewöhnlicher Ausdrucksfähigkeit liegt. Er führte die Problematik der

Übersetzung durch die Verwendung von Begriffen in alter und neuer Bedeutung an und verwies auf mikro- und makrotextuelle Verknüpfung der Sätze. Jedes Wort, so Stilett, muss daher im Gesamtkontext der rhetorischen und semantischen Rolle im globalen Korpus interpretiert werden. Weitere spezifische Probleme verstecken sich hinter dem Wechsel der Personalpronomina, Lautmalerei und der Montaigne eigenen Wort- und Satzinnovationen, die Stilett als „Toskanisierung“ der Sprache bezeichnete. Hinzu kommt, dass Montaignes Mittelfranzösisch noch das alte Latein durchscheinen lässt, das er vor dem Erwerb des Französischen lernte. Daher sind bestimmte Wörter oder Wendungen nur in Bezug auf ihre lateinische Herkunft übersetzbar. Entsprechend ist eine adäquate Übersetzung Montaignes nur mit einem hochentwickelten Problembewusstsein machbar, das Möglichkeiten der Annäherung an das Original immer wieder umsichtig ausloten muss. Aber, so Stilett, nur auf diesem Wege könne Montaigne in seiner Vielschichtigkeit hervortreten: als die eigene Verkörperung einer „âme à divers étages“.

Prof. Dr. Luzius Keller, Zürich, erläuterte die Praxis der Übersetzung anhand der wechselvollen Geschichte der Übersetzung von Prousts „A la recherche du temps perdu“. Als Übersetzer der Frankfurter Ausgabe erklärte er, dass er ebenso viel kommentiert wie übersetzt habe. Die Arbeit des Übersetzers sei wie die des Autors ein literarischer Vorgang, aber auch ein literaturkritischer wie literatur- und sprachwissenschaftlicher. Anhand verschiedener Übersetzungsbeispiele, in denen er Strukturunterschiede der Sprachen und die Musikalität Prousts anschaulich darstellte, zeigte Keller dies auf.

Auf die praktischen alltäglichen Probleme des Übersetzens ging Prof. Dr. Jean-Pierre Lefebvre, Ecole Normale Supérieure, Paris in einem kurzen Vortrag ein. So führte er zunächst die zwei großen Gefahren des Übersetzers an, Tabak und Alkohol. Auch die Zeitproblematik sei ein Thema, da es vorkomme, dass man mitunter lang nach der passenden Übersetzung eines einzelnen Wortes suche. Ein ernstes Problem sei aber ein hoher Grad an Aneignung der fremden Sprache, zum Beispiel in der Wahl der Syntax.

In der dritten Runde zum Thema „Grenzen der Übersetzungsleistung? Die Unübersetzbarkeit des Lachens – Humor und seine Übertragbarkeit“ zeigte Dr. Nelly Feuerhahn, CNRS, Paris, am Abend anhand einiger Dias auf, dass Lachen als kulturell kodifizierte „parole inarticulée“ gelte. Komische Bilder seien mehr oder weniger institutionalisiert, so dass es schwierig sei, sie zu „übersetzen“. Anhand einer Szene aus Asterix & Obelix führte sie aus, dass die Kultur der Komik bereits im frühesten Alter ins Unterbewusstsein gerate. Das Lachen habe generell ein hohes sozio-politisches Potential.

Alain Jadot, Frankreichzentrum-Café littéraire, Berlin, stellte sich als „Grammaturg“ und „Textruktor“ vor und zeigte in einem humorvollen Vortrag zwei Alternativen zu üblichen Übersetzungsmethoden auf. Die erste nannte er „Hypersetzen“ und führte das Beispiel eines Theaterstücks an: „Eine gute Partie“ handelt u.a. von skatspielenden Männern sowie einer attraktiven Putzfrau. Jadot übersetzte diesen Titel und damit dieses Wortspiel mit einem anderen, „Une bonne partie“. Als in der Realität wohl nicht sehr geeignet erwies sich seine zweite Methode der akustischen Übersetzung: Den „Klang der Dinge“ z.B. übersetzte er generös mit „Clan des dingues“.

Gisbert Haefs, Bonn, rundete den Abend ab mit einigen Beispielen der Unübersetzbarkeit des rheinischen Humors.

Der zweite Tag des Kolloquiums wurde mit einer Gesprächsrunde zum Thema „Übersetzen im europäischen Alltag“ eröffnet. Adam Krzemiński, Polityka, Warschau, sprach mit Blick auf die Gesprächsteilnehmer konkrete Erfahrungen an. In einer kurzen Einleitung ging er auf eine ehemalige selbstverständliche Bilingualität in Europa ein, die heute so nicht mehr existiere.

Béatrice Angrand, ARTE, Paris, beschrieb ihre Tätigkeit als Beraterin des Präsidenten von ARTE und ihre interkulturelle Vermittlungsaufgabe zwischen den französischen und deutschen Teams. Sie ging kurz auf die Geschichte von ARTE ein, das von politischen Entscheidungsträgern gegründet wurde mit dem Ziel, zwei Nationen dieselben Bilder in ihren jeweiligen Sprachen zu zeigen. Schwierig seien dabei die spezifischen Sichtweisen und unterschiedliche Grundkenntnisse des jeweiligen Publikums: So könne z.B. der Fall Dieudonné oder die aktuelle Kopftuchdebatte in Frankreich ohne ausführliches Vorwissen vom deutschen Publikum nicht verstanden werden. Jede Sendung müsse daher den kulturellen Kontext erklären, bevor sie ein spezifisches Thema behandelt. Daher sei das Tempo ARTEs ein eher langsames. In den internen Arbeitsgruppen ARTEs herrsche Bilingualität.

Auch Max Claudet, DFJW, Berlin/ Paris, stellte einleitend die Arbeit des Deutsch-Französischen Jugendwerks vor, bevor er darauf hinwies, dass in den letzten Jahren eine zunehmende Verschlechterung der Sprachkenntnisse der Teilnehmenden der Jugendaustausche zu konstatieren sei. Das DFJW lege daher verstärkt wieder den Schwerpunkt auf das Erlernen der Sprache. So gelte z.B. ein Englischverbot während der Austauschprogramme; es sei für den unmittelbaren deutsch-französischen Spracherwerb wichtig, keine Drittsprache („langue auxiliaire“) zu benutzen. Im Rahmen seiner Funktion als Generalsekretär des DFJW ging Claudet auch kurz auf eigene Schwierigkeiten ein und führte an, dass er zwar in Berlin lebe, aber nur Französisch spreche. Abschließend betonte er die Rolle der Bilingualität als Vermittler zwischen den Kulturen.

Prof. Dr. Klaus W. Grewlich, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Baku/ Aserbaidschan, beschrieb kurz die geopolitische und kulturelle Komplexität des Kaukasus als multilingualen Ort und stellte die Identitätssuche einiger Gruppen durch das Erlernen bestimmter Sprachen dar. Als Querverweis machte er auf den Sprachenstreit in der internationalen Gemeinschaft im Kosovo nach dem Balkankrieg aufmerksam. Anschließend verwies er auf die verschiedenen Sprachebenen in der EU-Verwaltung. Dabei sei Englisch als „langue auxiliaire“ nicht unproblematisch, da diese Sprache in vielen Variationen gesprochen würde, die allesamt gesellschaftliche Konnotationen implizierten („Singlisch“, SINGapore enGLISCH, versus Shakespeare Englisch).

Ministerialdirektor Wilfried Grolig, Auswärtiges Amt, Berlin, referierte über die Rolle des Diplomaten. Er unterschied dabei zwischen „oberflächlicher“ Kommunikation (die man auch in der Fremdsprache leisten kann) und „tiefer“ Kommunikation, die am besten in der Muttersprache erfolgt. Dies sei darin begründet, dass man einen emotionalen Zugang eher zu einer Person findet, die die eigene Muttersprache beherrscht. Abschließend fügte er hinzu, dass Englisch eine normale Voraussetzung im Alltag darstelle; erst die dritte Fremdsprache sei Bonus.

Gabriele Wennemer, Paris, machte zu Beginn deutlich, dass sie nicht als Vertreterin des Dolmetscherverbandes auftrete, und sprach vom Dolmetschen als einer Kunst. Sie untermauerte diese These, indem sie den französischen Begriff für Dolmetscher anführte, „interprète“, der dem Musiker oder Sänger gleichrangig sei. Sie ging kurz auf den Stellenwert

der Körpersprache als wichtiges Element des Dolmetschens ein und verwies auf die Bedeutung von Sprache als Mittel der Kommunikation.

In der nachfolgenden Debatte stellte Jean-Pierre Lefebvre Max Claudet eine Frage zur Rolle und Verantwortung der Regierung in der Bildungspolitik Frankreichs. Claudet sprach von der utilitaristischen Argumentation gegen Deutsch als Fremdsprache und führte die gesunkene Zahl von Schülerinnen und Schülern an, die sich für Deutsch als Fremdsprache interessieren. Klaus W. Grewlich erzählte von den Schwierigkeiten einer bilingualen Erziehung anhand des Beispiels seiner Söhne: So sei der eine, gänzlich in französischer Syntax denkend, in einer schwierigen Situation im normalen deutschen Schulbetrieb gewesen, der dem nicht genug Beachtung schenkte. Grewlich unterstützte damit auch die These, dass in verschiedenen Sprachen unterschiedlich gedacht werde. Dies sei aber als Bereicherung und nicht als Handikap zu werten.

Im folgenden Einschub referierte Prof. Dr. Manfred Stede, Universität Potsdam, zur automatischen Übersetzung. Er skizzierte kurz die Geschichte dieser Übertragungsform, die 1946 in London aus militärtechnischen Überlegungen begann. 1952 gab es die erste AÜ-Konferenz am MIT in Boston und parallel dazu erste Experimente an der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften in Moskau. Das erste Übersetzungsprogramm wurde 1964 bei der US-Luftwaffe installiert und war bis 1970 im Einsatz. Stede stellte dann zwei grundlegende Ansätze vor: „Transfer“ versus „Interlingua“. Im Transfer-Verfahren erfolgt eine syntaktische Analyse: Eine große Menge übersetzter Texte wird vom Computer verarbeitet und statistisch erfasst, um mit Hilfe von Wahrscheinlichkeiten zu übersetzen. In diesem System sind z.B. Redewendungen schwierig zu übertragen und ergeben meist in der vorgeschlagenen Übersetzung keinen Sinn. Im Interlingua-Verfahren dagegen erfolgt eine semantische Analyse: Die Bedeutung des zu übersetzenden Textes wird in eine Art Programmiersprache (Interlingua) übersetzt und von dort in die Zielsprache. Diese Methode erfordert erheblich weniger Aufwand. In diesem Zusammenhang verwies Stede auf Chomsky, der 1966 von einer interlingualen Grundstruktur aller Sprachen ausging, einer universellen Grammatik, auf die in den jeweiligen Sprachen eine sprachspezifische Oberflächenstruktur aufgetragen worden sei. Die Automatische Übersetzung heute zeichne sich aus durch wenige Projekte mit „klassischen“, linguistisch motivierten Ansätzen, dafür mit vielen Projekten, die statistisch oder Beispiel-basiert arbeiten. Es sei anvisiert, auch Anaphern und Ellipsen, Aussprache und Betonungsvariationen sowie Prosodie und Sprachmelodie zu berücksichtigen. Maschinelles Dolmetschen befindet sich im Prototyp-Stadium, während die maschinelle Übersetzung bereits auf dem Markt reüssiert. Herr Grewlich fragte anschließend nach der Möglichkeit, auch Körpersprache digital zu erfassen und mit einzubeziehen. Herr Stede bestätigte, dass neue Ansätze in der Forschung dieser Möglichkeit nachgehen.

Die letzte Sektion der Tagung befasste sich mit dem Selbstverständnis des Übersetzers. Prof. Dr. Danielle Risterucci-Roudnicky beleuchtete in ihrem Vortrag die Frage, wie das Missverständnis zu übersetzen sei. Sie referierte in ihrem Vortrag, dass eine neue Betrachtungsweise der Übersetzung eine Überschreitung der einfachen linguistischen Überlegung vorschlägt, um sich stattdessen auf den Text in seiner kulturellen Dimension und seinen Umwandlungsprozess zu konzentrieren. Sie verwies auf Michael Werner und Michel Espagne, die sich als Erste in den Achtzigerjahren mit der Frage des kulturellen Transfers beschäftigt hatten. Das Missverständnis wird nicht mehr für einen Kommunikationsfehler, sondern für ein Objekt des Wissens und für das verräterische Zeichen einer Diskrepanz gehalten, so die Referentin. Risterucci-Roudnicky führte weiter aus, dass aufgrund kultureller

Asymmetrie und der Funktionalität der übersetzten Werke das Aufeinandertreffen der Kulturen auf Missverständnissen beruhe, wie Picht, Leenhardt und Bourdieu schon aufgezeigt haben.

Verschiedene Ansichten und Standpunkte hätten ihren Ursprung in der politischen Geschichte und kulturellen Traditionen Deutschland und Frankreichs. Die kulturelle Asymmetrie, so Risterucci-Roudnicky, kann eine Divergenz oder eine illusorische Einigung zur Folge haben. Daher verstünden Franzosen und Deutsche die Philosophie Heideggers nicht im gleichen Maße. Die Übersetzung sei immer eine kulturelle Operation, und die durch die Asymmetrie der kulturellen Systeme entstandenen Missverständnisse sollten nicht als zufällige Funktionsstörungen, sondern als Zeichen kulturellen Austausches betrachtet werden. Andererseits lässt man durch die Übersetzung eines Textes von einer Kultur in die andere immer auch eine Veränderung des Textes zu, ein Mix aus Originaltext und neuer Kultur entstehe. Dabei bestehe die kulturelle Metamorphose des Textes aus drei Schritten: die Auswahl, Verbreitung und Vermittlung. Die Übersetzung gelte als Interesse an der Kultur des Anderen - ein Beispiel dazu ist die Rezeption der französischen Literatur in der DDR. Danielle Risterucci-Roudnicky betonte zum Schluss, dass der Wille, das Missverständnis zu übersetzen und damit zu überwinden, vom Willen zur Akzeptanz des Anderen eben auch mit seinen Unterschieden zeugt.

In ihrem Beitrag „Übersetzung, unter der Brücke“ - Eine Infragestellung der Brückenmetapher“ stellte Dr. Doris Bachmann-Medick, Göttingen, die grundlegende Frage, ob eine zweipolige, dichotomische Übersetzungsmetapher der Brücke überhaupt noch passend sei angesichts der vielpoligen und konfliktreichen Probleme, wie sie in der entstehenden Weltgesellschaft aufgeworfen würden. Dazu formulierte sie folgende Thesen: Erstens stellte sie heraus, dass Kulturenübersetzung heute mit einer Weltgesellschaft rechnen muss, die nicht primär durch Dialog und interkulturellen Austausch zusammengehalten wird, sondern durch ihre hegemonialen Strukturen konfliktreiche Spannungsfelder erzeugt. Es gebe eine Ungleichheit und Hierarchie von Sprachen und Kulturen; weltweit werden die europäischen Sprachen z.B. immer noch als dominierende Übersetzungssprachen privilegiert. Zweitens wies Bachmann-Medick darauf hin, dass Übersetzungsforschung und Kulturübersetzer selbst sich heute mehr denn je in einen weltgeschichtlichen Horizont hinein „übersetzen“ müssen. Denn Übersetzung in der Weltgesellschaft werde immer dringlicher zu einem politischen Medium der Ausgestaltung internationaler Beziehungen, damit der von Huntington propagierte „Clash of Civilizations“ nicht das Feld übernimmt. In der dritten These mahnte sie ein Übersetzungsverständnis an, das Differenzen anerkennt, ernst nimmt und als Ausgangspunkt begreift, statt sie bloß zu „überbrücken“. Dafür müsse man nach dem postkolonialen Theoretiker Homi Bhaba Kulturen nicht transnational, sondern auch translational begreifen, das heißt als nicht homogen, selbst immer schon übersetzt und mit Fremden vermischt. Dabei gehe es darum, Differenzen zu verflüssigen, sie aushandelbar, ja „übersetzbar“ zu machen statt wie bei Huntington zu verankern. Mit ihrer vierten These ergänzte Bachmann-Medick, dass die Übersetzungsperspektive von heterogenen Diskursräumen innerhalb einer Gesellschaft ausgeht. Im Feld der Migration wird Kulturübersetzung sogar zu einer existenziellen Lebensform, jedenfalls zu einer praktischen Herausforderung für Migranten, sich selbst zu übersetzen. Dies sollte zu einer Anerkennung von kulturellem Missverstehen oder von Übersetzungswiderständen und –blockierungen führen. In ihrer letzten These führte Bachmann-Medick an, dass Übersetzung zwischen den Kulturen sich nicht im Brückenbau erschöpfe, denn eine Brücke verbinde zwar Kulturen, halte sie aber auch voneinander fern. Eher finde Übersetzung gleichsam „unter der Brücke“;

also in interkulturellen Zwischen- und Grenzbereichen statt. Auch die Übersetzungsmetaphern sollten sich darauf einstellen, dass es zunehmend darum geht, Interaktionen in konkreten Grenz-, Übergangs- und Kontaktzonen, aber auch Konflikte zwischen den Kulturen selbst freizulegen und stärker auszuleuchten. Erst dann werde Übersetzung zu einem „hybriden“ Feld von „Erschütterung“ und wechselseitiger Interaktionen.

Prof. Dr. François Rastier, CNRS, Paris, befasste sich in seinem Vortrag mit der Übersetzung, Vermittlung und Semiotik der Kulturen. Auch er formulierte dazu verschiedene Thesen. In der ersten führte er in kognitive Modelle ein, nach denen eine Umkodierung die Passage einer Äußerung zum Verständnis und umgekehrt darstellt. Wenn man den Sinn des Gesagten als das definiert, was sich nicht in der Umkodierung ändert, geht man von einer perfekten Übersetzbarkeit aus und die Sprache wird auf den Ausdruck reduziert. Ganz im Gegenteil sollte man als Sinn nur das verstehen, was in der Umkodierung bewahrt wird. Der Sinn eines Textes beinhaltet auch die Geschichte seiner Vermittlung und Interpretationen. Zurzeit, so Rastier, sei die Übersetzungsfrage in den Hintergrund gedrängt zugunsten der Frage nach der Kommunikation. Das kognitive Modell der Übersetzung benutze in der Tat das Argument eines grammatikalischen Rationalismus, der auf universellen Konzepten beruht. Doch beruht die Übersetzung der Sprachen wiederum auf Gleichwertigkeiten, die auf zeitliche Konventionen angewiesen sind. Also bekommt die Kommunikation nur Sinn, wenn sie durch die Übersetzung erklärt wird. Die Übersetzungsfrage führt also die Bedeutung der Interpretation in die linguistische Kommunikation wieder ein. François Rastier führte weiter aus, dass Übersetzung und die semiotische Vermittlung Zeugen der Existenz der Menschheit seien. Die Interpretation führt zu riesigen Anteilen der anderen Kulturen. Der Übersetzer lebt in zwei Welten; er respektiert die Übersetzungsschwierigkeiten und lässt zu, dass der Text sich Vergangenes und Gegenwärtiges aneignet. Eine Kultur sei, was sie im Austausch gibt und bekommt, im Gegensatz zum Nationalismus, der Bücher verbrennt. Die Kultur, so formulierte Rastier seine abschließende These, unterscheide sich von der Vernunft darin, dass sie nicht homogen sein könne, sondern das kreative Produkt ihrer Geschichte. Die Kultur könne nur von einem Kosmopoliten mit interkulturellen Einsichten verstanden werden. Jede Kultur könne ein universales Ethos fordern, der Kosmopolismus schaffe und die Existenz der Menschheit garantiere. Die kosmopolitische Semiotik sei notwendig, um Ethnozentrismus und Nationalismus zu vermeiden.

Die Tagung bekräftigte insgesamt die Vielschichtigkeit, aber auch den schätzenswerten Reichtum einer multilingualen Gesellschaft und politischen Gemeinschaft. Dabei sprach sich das Gros der Teilnehmenden gegen Englisch als „langue auxiliaire“ und für eine verstärkte Anstrengung hin zur Zweit- und Drittsprache aus. Gerade in Zeiten zusammenwachsender Kulturen (Stichwort Osterweiterung) bedeutet der Erwerb fremder Sprachen auch gleichzeitig die Fähigkeit, in anderen Paradigmen und Strukturen zu denken.

Die Tagung beschloss Professor von Thadden mit einer politischen Reflexion. Er wies auf die gefährlichen Folgen einer Vernachlässigung der Arbeit am Verständnis kultureller Wirklichkeiten hin und brachte die gegenwärtigen Erscheinungen eines nationalistischen Populismus in Verbindung mit dem verbreiteten oberflächlichen Umgang mit kulturellen Besonderheiten. Insofern sei der Einsatz für eine einfühlsame Übersetzung der Kulturen ein Beitrag zur Entwicklung humaner und demokratischer Gesellschafts- und Lebensformen.

Judith Kainer